

# Editorial

## Liebe Leserin, lieber Leser

Was haben wir in den letzten Jahren nicht alles über den «richtigen» Triller, ein korrekt eingesetztes «jeu inégal» und über «gute» und «schlechte» Finger gelernt. Wir sind «historisch informiert». Eine Bezeichnung, die auch in Konzertkritiken regelmässig als Gütesiegel Erwähnung findet. Vorbei die Zeiten, als die mit Birkenstock-Sandalen beschuhten und darmbesaiteten «Bio-Orchester» – so herablassende Bezeichnungen der «Stahlsaiten-Fraktion» – um den richtigen Klang kämpften. Mittlerweile ist der «richtige» Klang zum üblich-normalen Sound geworden. Die Ausführung einer Bach-Kantate zum Beispiel bietet keine Probleme. Wir wissen, wie diese «historisch informiert» klingt.



Martin Hobi

An einem Punkt aber stoppte die historische Aufführungspraxis abrupt. Es handelt sich, um beim Beispiel der Bachschen Kantaten zu bleiben, um die Gestaltung der «einfachen» Choräle. Zur «informierten» Ausführung genügt der alleinige musikalische Forschungsaspekt nicht mehr, sondern es ist mit mindestens gleichen Anteilen auch gottesdienstlich-liturgisch zu denken. Der in dieser Ausgabe vorliegende Beitrag zu den sogenannten Zeilenzwischenspielen macht mir bewusst, dass die von der damaligen Gemeinde wahrscheinlich mitgesungenen Choräle nicht nur in einem überaus langsamen Tempo ausgeführt, sondern auch mit improvisierten Zwischenspielen versehen wurden. Will man heute nicht nur «historisch informiert» sein, sondern auch «historisch informiert» musizieren wollen, muss dies mitbedacht werden.

Natürlich bin ich dankbar, dass diese Zwischenspiel-Tradition seit gut hundert Jahren – allenfalls auch aufgrund des sich vermindernenden gesellschaftlichen Analphabetismus – in der gottesdienstlichen Praxis nicht mehr besteht. Historisch interessant ist diese Tatsache aber alleweil, und sie zeigt mir, dass es in der musikalischen Forschung in Bezug auf die Gesangs- und Spielpraxis im Gottesdienst noch einiges aufzuarbeiten gäbe. Auch weitere Themen sind beachtenswert: So überrascht mich beispielsweise die fehlende Reflexion über die früheren Möglichkeiten der Lichtverhältnisse. Ist das heutige Opernorchester bei jedem ausgeführten Saitenstrich «historisch informiert», so fehlen im Bereich des damaligen künstlichen Lichts – das bis kurz nach der Jahrhundertwende um 1900 atmosphärisch ein völlig anderes Konzerterlebnis vermittelte – Hinweise und Überlegungen.

«Historisch informiert» greift in die Liturgie: So wird die Thematik bezüglich der Kenntnisse des tridentinischen Gottesdienstes erst langsam angegangen. Bereits ein Informations-Interesse am vorkonziliären Gottesdienst gilt bis heute verdächtig und man wird unweigerlich in den rechtskatholisch-konservativen «Topf» geworfen. Noch immer ist leider eine wertfreie Herangehensweise meist unmöglich – und doch kann ich es keinem und keiner ganzheitlich interessierten Kirchenmusikstudierenden verargen, wenn er oder sie wissen möchte, was damals mit oder parallel zur gesungenen Mozart-Messe und zur deutschen Schubert-Messe denn auch liturgisch vollzogen wurde. Präzis fünfzig Jahre nach der Einführung des neuen Messordos am 1. Advent 1969 sollte eine vorurteilsfreie Sichtweise hoffentlich möglich werden. Ich bin überzeugt, dass der Status des «historisch informiert»-Seins auch zum Verständnis beiträgt, weshalb es heute in den Kirchen so klingt, wie es klingt. Und dies ist durchaus spannend. So, wie es in der Kirchenmusik immer ist – und damit auch in dieser Ausgabe von «Musik und Liturgie».

*Martin Hobi, Redaktor*